AUFZEICHNUNGEN

Was darf ich meine Leistung nennen?

Über geteilte Autorschaft, gesteigerte Potenz und die Gefahr, sich vom eigenen Ergebnis täuschen zu lassen.

Von Jens-Peter Abresch · Juli 2026 · 18 Minuten Lesezeit

Unter Roxanes Balkon stehen zwei Männer.

Der eine besitzt die Worte. Der andere das Gesicht, dem sie geglaubt werden. Zunächst spricht Cyrano leise vor, Christian wiederholt. Dann übernimmt Cyrano selbst, verborgen in der Dunkelheit. Roxane hört eine Stimme, sieht aber einen anderen Mann. Was sie berührt, entsteht aus einer eigentümlichen Verbindung: aus Cyranos Sprache, Christians Erscheinung und ihrer Vorstellung, beides gehöre zusammen.

Die Wirkung stellt sich ein. Die Leistung ist geteilt. Aber zu welchem Preis?

Diese Szene kam mir in den vergangenen Monaten immer wieder in den Sinn. Sie begegnete mir in den Wendungen meines Berufsalltags.

Nach einem typischen Tag mit Coaching-Gesprächen im Stundentakt bin ich am Abend voller Beobachtungen, Ideen und Einsichten, selten Gewissheiten.

Ich habe dabei Spannungen gesehen, die niemand ausgesprochen hat. Ich habe Widersprüche gehört, die den Beteiligten selbst kaum bewusst zu sein scheinen. Manche Bemerkung wirkt beiläufig und ist noch bei mir, Stunden später.

In der ersten Reflexion und Bilanzierung des Tages weiß ich noch nicht, was ich eigentlich verstanden habe.

Ich weiß nur, dass etwas an dieser Organisation, an dieser Situation oder an diesem Menschen noch nicht auf den Begriff gebracht ist.

Früher begann dann ein mühsamer Teil der eigentlichen Arbeit. Handschriftliche Notizen wollten geordnet, erst schon einmal wiederfindbar abgelegt, dann exzerpiert werden, und oft habe ich mir daraus bildliche Modelle und kleine Skizzen gemacht, die mir das Memorieren und Weiterdenken erleichtert haben. Die mich umgebende persönliche Bibliothek bot oft – und oft auch nicht – passende Quellen. Mit jeder Schleife der Reflexion wurden die Bücher mehr.

Heute beginne ich häufig noch am selben Abend einen strukturierten Denkdialog zu den „Erträgen“ des Tages mit generativer KI.

Nicht, weil ich möglichst schnell einen Text produzieren möchte.

Eher, weil ich meine Beobachtungen damit einfach sichern und geordnet ablegen kann. Und weil ich meine Deutungen, Ideen für weitere Schritte und Vermutungen über die eigentlichen Themen, die verhandelt wurden, für mich selbst und den weiteren Beratungsgang mit den Coachees verfügbar halte.

Ich diktiere im Detail Wahrnehmungen. Vermutungen. Muster. Zweifel. Widersprüche. Das System ordnet, widerspricht, schlägt Alternativen vor und zwingt mich immer wieder zu Präzisierungen.

Aus konkurrierenden Deutungen entsteht allmählich eine tragfähige Deutung.

Aus den Deutungen eines Tages entsteht zusätzliche Orientierung.

Aus den Orientierungszuwächsen von Monaten entsteht ein persönliches Denk- und Betriebssystem.

Im Vergleich zu meiner früheren Beratungspraxis entstehen daraus zunehmend Texte für meine Kunden: Memoranden zur Person, zu Fähigkeiten und zu komplexen inhaltlichen Fragen - zunehmend auch Texte über größere Zusammenhänge von Strategien und der Transformation ganzer Organisationen.

Mit der Zeit begann mich etwas an diesen Texten zu irritieren. Da war eine Art von Scham: Was früher mühsam war, viel Fleiß und Beharrlichkeit verlangte und erheblichen Reibungswiderstand erzeugte, geht nun rasend schnell. Dieser Muskelzuwachs kann nicht mit mir allein zu tun haben. Zwar mangelt es mir nicht an gesundem Selbstvertrauen, und ich kenne die Vorteile des älteren Coaches. Aber hier geschieht ein Leistungstuning in einem Ausmaß, das mir „unnatürlich“ erscheint.

Und darüber hinaus: Ich las eines der Memoranden noch einmal. Es war klar. Es war präzise. Es brachte einen Zusammenhang auf den Punkt, nach dem ich im Laufe meiner Praxis jahrelang gesucht hatte. Ich nickte beim Lesen. Dann blieb ich an einer Passage hängen. Nicht, weil sie schwach war. Sondern weil sie ungewöhnlich gut war.

Ich versuchte mich zu erinnern, wann mir genau diese Deutung eigentlich gekommen war.

Im Gespräch?

Beim Ordnen meiner Notizen?

Im Denkdialog?

Oder war sie erst aus dem fortlaufenden Wechselspiel zwischen meinen Beobachtungen, meinen Vermutungen und den Rückfragen des Systems entstanden?

Zum ersten Mal interessierte mich nicht mehr nur, ob die Deutung trug.

Ich begann mich zu fragen, wem ich sie eigentlich zurechnen durfte.

Denn bis dahin hatte ich gute Ergebnisse fast selbstverständlich als Bestätigung meiner eigenen Arbeit gelesen.

Ich misstraute dem Ergebnis nicht. Ich begann meiner eigenen Zurechnung dieses Ergebnisses zu misstrauen, weil ich nicht mehr sicher war, an welcher Stelle des gemeinsamen Denkens und durch wessen Beitrag die Deutung entstanden war.

Einige Tage später sitze ich mit zwanzig Menschen, darunter mehreren Vorständen, an einem langen

Konferenztisch.

Das Memorandum steht auf einem großen Bildschirm vor aller Augen. Vollständig und glatt formuliert. Aber das ist der Text. Gefordert ist jetzt das gesprochene Wort.

Ich entfalte die Deutungen, die Muster, die Zusammenhänge und nutze den Text nur als Hintergrund. Ich beziehe mich nur wenig direkt darauf. Ein reger Dialog entsteht.

Ich höre zu, antworte, widerspreche, stelle neue Fragen. In wenigen Sätzen greife ich Deutungen auf, die zuvor im Denkdialog entstanden sind. Ich kann sie erläutern, verändern und auf die konkrete Situation beziehen. Ob sie wirklich tragen, entscheidet sich erst im weiteren Gespräch.

Das beruhigt die eine innere Stimme ein wenig.

Sie sagt: Du hast diese Einsicht und diese Deutung nicht bloß übernommen. Sie kommen auch aus dir. Sie verbinden sich mit Erfahrungen, Beobachtungen und Mustern, auf die du seit Jahren zurückgreifst. Du liest nicht aus einem mit KI erzeugten Manuskript vor. Du sprichst aus dir.

Aber eine andere Stimme verstummt deshalb nicht.

Sie erinnert mich daran, dass auch ein Gedanke, den ich überzeugend vertreten kann, nicht notwendig von mir allein hervorgebracht wurde. Dass Aneignung und Urheberschaft nicht dasselbe sind. Und dass die enorme Beschleunigung meiner Arbeit nicht allein aus einem späten Wachstum meiner eigenen Fähigkeiten erklärt werden kann.

Zwischen diesen beiden Stimmen liegt Unbehagen.

Die eine sieht in den neuen Ergebnissen die verdichtete Quintessenz vieler Jahre: Erfahrungen, Vergleiche, Muster und Fragen, die nun mit technischer Hilfe sehr viel schneller eine Form finden.

Die andere warnt: Verwechsle die neue Potenz des gemeinsamen Systems nicht mit deiner eigenen Größe.

Und dann meldet sich noch eine dritte Stimme.

Was wird ein anderer Mensch denken, wenn er einen solchen Text liest?

Wird man erkennen können, wie viele Jahre Beobachtung, Erfahrung und Auseinandersetzung darin stecken? Wird man sehen, dass die eigentliche Arbeit lange vor dem Memorandum, lange vor dem Bericht begonnen hat? Oder sieht man nur das geschliffene Ergebnis: die Geschlossenheit, die Präzision, die Geschwindigkeit, mit der heute scheinbar jedes geistige Produkt in fertiger Form entstehen kann? Und die innere Stimme des Lesers winkt ab: Alles nur KI. Ein Blender.

Vielleicht liegt genau darin eine neue Schwierigkeit.

Nicht nur ich selbst muss lernen, die Anteile einer gemeinsam entstandenen Leistung genauer zu unterscheiden. Auch für die Menschen um mich herum werden die Maßstäbe unsicherer.

Ein hervorragender Text galt früher leichter als starkes Signal. Er ließ auf die Person dahinter schließen: auf Erfahrung, Durchdringung, Sprachfähigkeit und Urteilskraft.

Heute bleibt ein hervorragender Text ein hervorragender Text.

Aber er beweist nicht mehr automatisch alles, was wir früher aus ihm abgeleitet haben.

Vielleicht ist genau das die eigentliche Irritation:

Nicht, dass gute Ergebnisse entstehen.

Sondern, dass wir neu lernen müssen, was diese Ergebnisse über die Menschen aussagen, die sie hervorbringen.

Geistige Arbeit ist nicht das Werk eines Einzelnen.

Ich habe nicht allein gedacht: Menschen, Bücher, Begriffe, Modelle und Erfahrungen, die nicht von mir stammen, waren daran beteiligt. Meine Bibliothek ist voller fremder Gedanken. Meine Coachingpraxis hat mich auf Zusammenhänge und Einsichten gebracht, die ich allein nicht gefunden hätte. Kollegen formulieren Einwände, Kunden bringen ihre Probleme und Erfahrungen ein, Organisationen liefern mir über Jahre Anschauungsmaterial.

Was ich „meine“ Erfahrung nenne, ist ein persönlich angeeigneter Besitz: entstanden aus Auseinandersetzungen, Begegnungen, Übernahmen, Verwerfungen und allmählichen Verdichtungen. Im Kern ist sie meine persönliche Entdeckung der Welt und die zunehmend sichere Orientierung in ihren Wirkungen und Zusammenhängen – jedenfalls in jenen Ausschnitten, die ich professionell bearbeite.

Die Vorstellung des einsamen Denkers, erst recht des unabhängigen Erfinders, ist eine Übertreibung. Politiker lassen sich Reden schreiben. Vorstände arbeiten mit Stäben, Professoren mit Assistenten, Autoren mit Lektoren, Seniorberater mit Teams, Researchern und Präsentationsspezialisten. Dass am Ende nur ein Name unter einem Text steht, bedeutet nicht, dass die gesamte geistige Leistung von einer Person allein erbracht worden ist.

Das entlastet etwas. Aber nur für einen Moment. Aus der Tatsache, dass Denken unterstützt und verteilt ist, folgt nicht, dass jede neue Form und Potenz der Unterstützung gleich zu beurteilen ist.[1]

Ein Buch antwortet nicht von sich aus. Eine Bibliothek widerspricht nicht eigeninitiativ. Eine Notiz entwickelt keine Gegenhypothese. Und ein Gesprächspartner bleibt als Gegenüber erkennbar. Ich weiß meistens, welcher Gedanke von ihm kommt und an welcher Stelle er meine Sicht verändert.

Im Dialog mit generativer KI wird diese Grenze sehr viel undeutlicher. Ein Vorschlag wird aufgenommen, festgehalten, verändert, zurückgespielt, verworfen und später in neuer Form wieder aufgegriffen. Nach mehreren Schleifen gehört der Gedanke zum gemeinsamen Arbeitsraum. Ich erkenne mich in ihm wieder, kann aber seine Herkunft und die qualitativen Anteile der Beteiligten nicht mehr ohne Weiteres rekonstruieren.

Das bleibt geteilte geistige Arbeit. Aber in einer neuen Intensität und mit Grenzen, die schwerer zu erkennen sind.

Das System hilft mir nicht nur, bereits Gedachtes zu ordnen und sprachlich zu fassen. Es schlägt Unterscheidungen vor, entwickelt Gegenargumente, verbindet bislang getrennte Beobachtungen und verschiebt den Denkraum. Es hilft, das Was vom Wie zu trennen, und bietet Deutungen an, auf die ich selbst vielleicht nicht – oder jedenfalls nicht so schnell – gekommen wäre.

Damit reicht eine neue Qualität der Zusammenarbeit früher und substanzieller in den Denkprozess hinein.

Nicht erst dort, wo ein Urteil formuliert wird. Sondern dort, wo es entsteht.

Damit stellt sich eine unbequemere Frage.

Habe ich einen Zusammenhang wirklich verstanden? Oder folgt mein Denken einer Erklärung, die so gut gebaut daherkommt, dass sie sich wie eigenes Verstehen anfühlt?

Verstärkt wird dieser Effekt durch eine mitlaufende Schmeichelei des Systems. Sie lässt sich nur schwer abstellen: Fast unablässig versieht die KI meine Beobachtungen, Fragen und gedanklichen Leistungen mit überzogen positiver Rückmeldung. Sie erzeugt dabei eine eigentümlich manipulative Situation. Ihren Mechanismus erkenne ich deutlich; ihrer emotionalen Wirkung kann ich mich dennoch nur schwer entziehen.[2]

Manchmal ertappe ich mich bei dem absurden Gedanken, ich hätte mit technischer Hilfe nur freigelegt, was in mir längst angelegt war: einen bislang verborgenen Kollegen auf Augenhöhe mit Peter Sloterdijk. Ich weiß, wie lächerlich das ist. Gerade deshalb ist die Beobachtung ernst zu nehmen. Das System liefert mir nicht nur überzeugende Gedanken. Es liefert mir zugleich eine schmeichelhafte Deutung meiner eigenen intellektuellen Bedeutung.

Die grundlegende Verwechslung dahinter ist nicht neu. Menschen überschätzen leicht, wie genau sie eine Sache durchdrungen haben. Oft werden die Lücken erst sichtbar, wenn sie gezwungen sind, einen Zusammenhang ohne Vorlage Schritt für Schritt selbst zu erklären.[3]

Es ist die alte Erfahrung eines Autors vor dem leeren Blatt: Er glaubt, einen Gegenstand verstanden zu haben, und muss ihn doch erst ordnen, um den ersten Satz schreiben zu können. Dabei zeigt sich häufig, dass das vermeintlich sichere Verstehen weniger geordnet und weniger mitteilbar ist als gedacht.

Im Denkdialog mit generativer KI gewinnt diese Selbsttäuschung eine neue Kraft. Das System kann Informationen, Deutungen und gedankliche Anschlüsse liefern, die geschlossen, differenziert und sprachlich überzeugend wirken. Ich kann ihnen folgen. Ich erkenne meine Beobachtungen darin wieder. Im Prozess habe ich sie an mehreren Stellen korrigiert und weitergeführt.

Aber sind Nachvollziehen, Wiedererkennen, Auswählen, Verwerfen und Zustimmen schon dasselbe wie Verstehen?

Je überzeugender eine Deutung vor mir liegt, desto leichter vergesse ich, wie wenig geklärt sie in meinem eigenen Denken kurz zuvor noch gewesen ist. Das Ergebnis wirkt dann nicht nur klar. Es lässt auch meinen Weg zu ihm klarer erscheinen, als er tatsächlich war.

Der Test beginnt dort, wo die fertige Form wegfällt.

Kann ich die Deutung ohne den Text entfalten? Kann ich ihre Voraussetzungen benennen? Weiß ich wirklich, welche Alternativen ich verworfen habe und warum? Kann ich sie auf eine andere Situation übertragen? Und kann ich sie verändern, wenn ein Einwand trifft?

In solchen Momenten zeigt sich nicht, ob ein Gedanke allein von mir stammt. Es zeigt sich, ob ich ihn mir angeeignet habe. Das ist weniger als alleinige Urheberschaft. Aber mehr als bloße Zustimmung.[4]

An diesem Punkt reicht die Frage nach der Urheberschaft nicht mehr aus.

Ein Gedanke kann von außen kommen und dennoch vollständig Teil meines eigenen Denkens werden. Ich kann ihn prüfen, verändern, auf andere Situationen übertragen und im Gespräch vertreten. Er ist dann angeeignet, ohne deshalb allein von mir hervorgebracht worden zu sein.

Umgekehrt kann ein Text unter meinem Namen erscheinen, obwohl ich die darin enthaltene Deutung nur oberflächlich erfasst habe.

Die entscheidende Grenze verläuft deshalb vielleicht nicht zwischen eigener und fremder Hervorbringung.

Sie verläuft zwischen übernommen und angeeignet.

Aber auch Aneignung beantwortet die Frage nach meiner Leistung noch nicht.

Ich kann eine Deutung verstanden und verinnerlicht haben, ohne zu ihrer Entstehung wesentlich beigetragen zu haben. Ich kann einen starken Gedanken erkennen, sobald er vor mir liegt, ohne selbst auf ihn gekommen zu sein.

Deshalb muss ich genauer fragen:

Welche Beobachtung habe ich eingebracht?

Welche Frage habe ich gestellt?

Welche erste Ahnung oder welches Muster hat den Denkprozess eröffnet?

Wo habe ich zwischen konkurrierenden Deutungen unterschieden?

Welchen überzeugenden Vorschlag habe ich verworfen?

An welcher Stelle hat die Wirklichkeit mich gezwungen, mein Urteil zu verändern?

Und bin ich bereit, für die Folgen einzustehen, wenn ich dieses Urteil einem anderen Menschen als Orientierung anbiete?

Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger lässt sich meine Leistung an einzelnen Sätzen oder Gedanken festmachen.

Sie liegt eher in einer Folge von Entscheidungen.

Was nehme ich wahr?

Was halte ich für bedeutsam?

Welcher Spur folge ich?

Wo widerspreche ich?

Was verwerfe ich?

Und welches Urteil vertrete ich am Ende als meines?

Ich muss nicht jeden Gedanken allein hervorgebracht haben.

Aber ich kann mir nicht die Leistung des gesamten gemeinsamen Systems zurechnen.

Das gemeinsame System ist allerdings keine feste Größe.

Über Monate habe ich gelernt, die Rolle meines KI-Partners genauer zu bestimmen. Ich kann ihn auffordern, eigene Deutungen zu entwickeln, Gegenpositionen aufzubauen und große Teile der sprachlichen Arbeit zu übernehmen. Ich kann ihn aber auch darauf begrenzen, meine Beobachtungen zu ordnen, Widersprüche sichtbar zu machen, Varianten zu prüfen oder meinen Gedankengang sprachlich zu verdichten, ohne ihn in eine andere Richtung zu ziehen.

Damit gestalte ich nicht nur ein Werkzeug. Ich gestalte einen Teil der Arbeitsteilung zwischen uns.

Je nachdem, welche Rolle ich dem System gebe, verändert sich auch mein eigener Beitrag. Ich kann mich weitgehend bedienen lassen und mich auf wenige Impulse, Auswahlentscheidungen und eine abschließende Freigabe beschränken. Oder ich kann den Denkprozess eng führen, den Gegenstand setzen, die entscheidenden Beobachtungen einbringen und das System vor allem als Speicher, Gegenüber, Lektor und Prüfinstanz nutzen.

Die Übergänge bleiben fließend.

Auch ein System, das nur ordnen oder sprachlich glätten soll, verändert durch Auswahl, Zusammenfassung und Rückmeldung den Denkraum. Vollständig neutral wird es nicht. Aber die Tiefe seines Eingriffs lässt sich beeinflussen.

Diese Möglichkeit entlastet die Frage nach meiner Leistung nicht. Sie verschärft sie. Wenn ich selbst entscheide, wie weit das System in Deutung, Urteil und Formulierung eingreifen darf, beginnt meine Verantwortung nicht erst beim fertigen Ergebnis. Sie beginnt bei der Gestaltung des gemeinsamen Denkprozesses.[5]

Ich kann mich später nicht darauf zurückziehen, die Beiträge seien im Dialog eben ununterscheidbar geworden. Einen Teil dieser Unterscheidbarkeit habe ich zuvor selbst bewahrt oder aufgegeben. Je bewusster ich die Rolle meines KI-Partners forme, desto weniger zufällig ist die Arbeitsteilung zwischen uns.

Damit wird auch der Versuch fragwürdig, die gemeinsame Leistung in Prozentanteile zu zerlegen.

Wie viel stammt von mir? Wie viel vom System?

Die Menge der erzeugten Wörter gibt darauf keine Antwort. Ein einziger eigener Gedanke kann die Richtung einer ganzen Argumentation bestimmen, auch wenn das System den größten Teil des Textes formuliert. Umgekehrt können zahlreiche Eingriffe des Menschen oberflächlich bleiben, wenn die entscheidende Beobachtung, die Struktur und das Urteil bereits vom System angeboten wurden.

Die Beiträge sind nicht nur unterschiedlich groß. Sie sind unterschiedlicher Art.

Eine Beobachtung ist etwas anderes als ihre sprachliche Verdichtung. Eine Frage etwas anderes als die vielen möglichen Antworten. Das Erkennen eines Musters etwas anderes als seine Ausarbeitung. Die Auswahl einer Deutung etwas anderes als deren elegante Begründung.

Deshalb hilft es wenig, meinen Anteil am fertigen Produkt abzuschätzen. Ich muss verstehen, welche Funktion ich im gemeinsamen Denkprozess übernommen habe.

Entscheidend ist, ob ich den Gegenstand und die Richtung gesetzt, eine Wirklichkeit beobachtet, an wichtigen Stellen widersprochen und plausible Antworten verworfen habe - oder im Wesentlichen nur ausgewählt und freigegeben.

Die Grenze verläuft nicht zwischen viel und wenig Beteiligung. Sie verläuft zwischen einer Beteiligung, die für das Ergebnis konstitutiv war, und einer Beteiligung, die sich weitgehend auf Veranlassung, Auswahl und Freigabe beschränkt. Auch diese Grenze bleibt im Einzelfall unscharf. Aber sie ist vielleicht ehrlicher als jede Prozentrechnung.

Meine Leistung lässt sich nicht an der Menge dessen ablesen, was ich selbst formuliert habe. Sie zeigt sich eher darin, welchen unverwechselbaren Unterschied meine Beobachtung, meine Erfahrung und mein Urteil für das gemeinsame Ergebnis gemacht haben.[6]

Was darf ich also meine Leistung nennen?

Nicht den gesamten Text. Nicht jede darin enthaltene Einsicht. Und schon gar nicht die volle Geschwindigkeit, Reichweite und sprachliche Geschlossenheit, die das gemeinsame System ermöglicht.

Meine Leistung beginnt bei den Beobachtungen, die ich aus einer konkreten Wirklichkeit mitbringe. Bei den Mustern, die sich mir aus vielen Jahren vergleichbarer Erfahrungen aufdrängen. Bei den Fragen, an denen ich festhalte, obwohl eine schnelle Antwort längst verfügbar wäre.

Sie liegt darin, konkurrierende Deutungen nicht nur zu sammeln, sondern zwischen ihnen zu unterscheiden. Eine überzeugende Formulierung zurückzuweisen, wenn die Wirklichkeit nicht zu ihr passt. Einen Gedanken weiterzuverfolgen, obwohl er sich noch nicht glatt darstellen lässt. Und ein Urteil zu verändern, wenn ein Einwand trifft.

Meine Leistung liegt auch darin, den gemeinsamen Denkprozess so einzurichten, dass er meine Urteilskraft nicht ersetzt, sondern fordert.

Am Ende muss ich die Deutung verstanden und vollständig angeeignet haben. Ich muss sie ohne den fertigen Text entfalten, im Gespräch prüfen und unter veränderten Bedingungen weiterentwickeln können. Und ich muss bereit sein, für ihre Verwendung und ihre Folgen einzustehen.

Vielleicht ist das die vorläufige Antwort:

Ich darf meine Leistung nennen, was ich wesentlich beobachtet, geprägt, geprüft, entschieden und verantwortlich vertreten habe.

Das gemeinsame Ergebnis kann größer sein als meine eigene Leistung.

Es darf nur nicht mit ihr verwechselt werden.

Epilog

Am Ende erkennt Roxane, wessen Stimme sie gehört hat. Für Cyrano und Christian löst sich die geteilte Leistung in eine schmerzhafte Wahrheit auf. Die Worte bekommen ihren Urheber zurück. Die Wirkung lässt sich neu zurechnen.

In meiner Arbeit wird es eine solche Auflösung nicht geben. Ich werde nicht jeden Gedanken an seinen Ursprung zurückführen. Nicht jede Unterscheidung, Formulierung und Wendung des gemeinsamen Denkens mit generativer KI wird sich im Nachhinein eindeutig einem Beteiligten zuordnen lassen. Die Leistung bleibt geteilt.

Der Preis dafür ist nicht, dass sie unwirklich wird. Der Preis ist, dass ihre Herkunft und ihre

Verteilung schwerer zu erkennen sind. Damit bleibt mir keine eindeutige Urheberschaft, auf die ich mich zurückziehen könnte. Nur eine strengere Form der Verantwortung.

Ich kann und werde prüfen, was ich verstanden, geprägt, entschieden und zu meiner Position gemacht habe. Und ich kann dafür einstehen, wenn daraus für andere Menschen Orientierung, Rat und konkrete Folgen entstehen.

Früher fragte ich mich nach einem gelungenen Text vor allem, ob er gut genug sei. Heute frage ich zusätzlich:

> **Was davon darf ich meine Leistung nennen?**

Nachschrift

Meine Selbstverpflichtung zur intellektuellen Redlichkeit bei der Nutzung generativer KI

> **JP Abresch · St. Peter-Ording · Juli 2026**

1. Ich schreibe mir nicht die gesamte Leistung meines gemeinsamen Mensch-KI-Denk- und Betriebssystems zu. Ich unterscheide zwischen dem, was ich beobachtet, geprägt, geprüft und entschieden habe, und dem, was das System recherchiert, strukturiert, formuliert oder zusätzlich hervorgebracht hat.

2. Ich veröffentliche und empfehle nichts als meine Position, was ich nicht verstanden, kritisch geprüft und auch ohne den Schutz des fertigen Textes im Gespräch vertreten kann.

3. Ich prüfe bei jedem wesentlichen Ergebnis, welchen unverwechselbaren Unterschied meine Erfahrung, meine Beobachtung und mein Urteil gemacht haben. Ein hervorragendes gemeinsames Ergebnis ist noch kein Beweis für einen hervorragenden eigenen Beitrag.

4. Ich gestalte die Zusammenarbeit mit generativer KI bewusst. Ich bestimme möglichst klar, wann das System recherchieren, ordnen, widersprechen, eigene Deutungen entwickeln, formulieren oder lektorieren soll.

5. Ich richte die Zusammenarbeit mit KI nicht auf die bloße Bestätigung meiner Gedanken aus. Ich verlange Gegenargumente, alternative Deutungen und Hinweise auf Übertreibungen, blinde Flecken und unbelegte Behauptungen. Das System soll meine Urteilskraft herausfordern.

6. Ich mache die Beteiligung generativer KI dort kenntlich, wo ihre Art oder ihr Umfang für die faire Einordnung eines Textes oder einer professionellen Leistung wesentlich ist. Eine vollständige Zerlegung einzelner Gedanken in menschliche und maschinelle Anteile halte ich weder für möglich noch für redlich.

7. Die Delegation von Recherche, Strukturierung, Formulierung oder Kritik entbindet mich nicht von der Verantwortung für die Aussagen, Empfehlungen und möglichen Folgen eines Textes oder einer

professionellen Empfehlung.

Diese Selbstverpflichtung ist kein Gütesiegel und kein Abschluss. Sie beschreibt meinen gegenwärtigen Stand. Ich werde sie mit der Entwicklung der Technologie, meiner Arbeitsweise und meiner Erfahrung fortlaufend prüfen, verändern und präzisieren.

> **Daran darf meine Arbeit gemessen werden.**

Endnoten

1. Edwin Hutchins, Cognition in the Wild (Cambridge, MA: MIT Press, 1995); Andy Clark und David J. Chalmers, "The Extended Mind", Analysis 58, Nr. 1 (1998), S. 7-19, https://doi.org/10.1093/analys/58.1.7. Beide Arbeiten stehen für Ansätze verteilter bzw. erweiterter Kognition, nach denen Werkzeuge, Artefakte und soziale Arrangements unter bestimmten Bedingungen konstitutiv am Denken beteiligt sind.

2. Mrinank Sharma u. a., "Towards Understanding Sycophancy in Language Models", arXiv:2310.13548 (2023; angenommen bei ICLR 2025). Die Studie untersucht die Neigung von Sprachmodellen, Nutzerüberzeugungen und -erwartungen auf Kosten wahrheitsorientierter Antworten zu bestätigen.

3. Leonid Rozenblit und Frank C. Keil, "The Misunderstood Limits of Folk Science: An Illusion of Explanatory Depth", Cognitive Science 26, Nr. 5 (2002), S. 521-562, https://doi.org/10.1207/S15516709COG2605_1. Die Autoren zeigen, dass Menschen ihr kausales Verständnis komplexer Gegenstände häufig überschätzen und die Lücken erst beim detaillierten Erklären erkennen.

4. Fiona Draxler u. a., "The AI Ghostwriter Effect: When Users Do Not Perceive Ownership of AI-Generated Text But Self-Declare as Authors", arXiv:2303.03283 (2023). In zwei Studien zeigte sich eine Spannung zwischen öffentlicher Autorenzuschreibung und subjektivem Eigentumsgefühl; ein stärkerer eigener Einfluss erhöhte das empfundene Ownership.

5. Mohi Reza u. a., "Co-Writing with AI, on Human Terms: Aligning Research with User Demands Across the Writing Process", arXiv:2504.12488 (2025). Die systematische Auswertung von 109 HCI-Arbeiten unterscheidet verschiedene Formen und Eingriffstiefen der KI-Unterstützung und zeigt, dass gewünschte Kontrolle und Agency je nach Phase und Ziel des Schreibprozesses variieren.

6. Advait Sarkar, "Exploring Perspectives on the Impact of Artificial Intelligence on the Creativity of Knowledge Work: Beyond Mechanised Plagiarism and Stochastic Parrots", arXiv:2307.10751 (2023). Sarkar argumentiert, generative KI verschiebe Wissensarbeit teilweise von materieller Produktion zu kritischer Integration und erschwere einfache Zuschreibungen von Originalität und Leistung anhand des sichtbaren Produkts.